Aus der katholischen Welt /

Von Friedrich Ritter von Lama.

Wieder einmal, wenn wir heute um uns blicken, möchte es scheinen, als sei für die ruhelose Menschheit alles andere wichtiger als das, wozu sie von Gott erschaffen ist. Der Ruf des Statthalters Christi gegen die ungeheure Gefahr des Bolschewismus ist längst wieder verhallt und leider vergessen, und so wird jenes ungeheure Zentrum zur Revolutionierung der Welt, das seinem Umfang nach selbst einen riesigen Weltteil bildet, weiterhin durch tausend geheime Kanäle seinen, kein Opfer scheuenden Kampf gegen das weithin schon morsche Christentum weiterführen und die Stützpfeiler aller Zivilisation und damit der Staaten selbst untergraben. Was in China, in Indochina, in Indien geschieht, sind auch nur Bewegungen, die auf Moskau zurückzuführen sind. Weltklugheit, die auf des Papstes Wort nicht hörte, bezahlt ihre Taubheit heute schon mit schweren Bußen, und das Gefüge großer Staaten, die noch vor kurzem unerschütterlich schienen, ächzt bereits bedenklich. Der Entscheidungskampf, den man meidet, ist nur hinausgeschoben, und der hier unten Christus vertritt, harrt weiter der Stunde, die kommen muß.

Pius XI. ist, wie jeder Papst, Bischof von Rom; beide Aemter sind seit Petrus unzertrennlich verbunden. Die Stadt wächst und dehnt sich aus, immer neue Stadtviertel wachsen aus dem Boden, und während das alte Rom der Kirchen zu viele (im Verhältnis zum Bedarf) besitzt, fehlen sie den neuen, volksreichen Stadtteilen. Daher setzte Pius XI. jetzt das „päpstliche Werk für Glaubenserhaltung und für die Versorgung Roms mit neuen Kirchen“ ein, dessen besondere Aufgaben ein Motuproprio umschreibt. Zur Leitung wurde Kardinal Marchetti bestimmt, der, wie wir jüngst bei seiner Berufung in das Heilige Kollegium mitteilten, ehe er die geistliche Laufbahn einschlug, Ingenieur gewesen ist.

Wie aus Jugoslavien gemeldet wird, steht jetzt endlich das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl vor dem Abschluß. In der Tat, es liegt ein sicheres Anzeichen dafür vor, die Errichtung von drei neuen Diözesen infolge Umwandlung der Apost. Administraturen der Backa, im Banat und in Dalmatien. Zagreb, Kroatiens Hauptstadt, wo derzeit die jugoslavische Bischofskonferenz tagt, feiert nächstens einen Eucharistischen Nationalkongreß, zu dem der Nuntius Erzbischof Pellegrinetti von Belgrad als päpstlicher Legat ernannt ist.

Der Erzbischof von Liverpool hat in Eröffnung der Voruntersuchung für den Seligsprechungsprozeß der vor wenigen Jahren verstorbenen Lehrerin Therese Higginson den Aufruf zur schriftlichen Abgabe der Zeugenschaft erlassen. Das Grab der Begnadeten an der Winifreds-Kirche zu Neston wird bereits von Pilgern aus dem ganzen Lande besucht.

Fern von seiner Adoptivheimat, seinem Bischofssitz Milwaukee in Amerika, starb als 83jähriger Greis in Goldach in der Schweiz, seinem Geburtsorte, Bischof Dr. Sebastian Meßmer. Fast sechzig Jahre lang hat er sich als Priester und Bischof in großzügigem Wirken der neuen Welt gewidmet, aber immer wieder zog es ihn in seine deutsche Schweiz zurück.

In Canada drüben stehen heute noch die 300 Jahre alten Ueberreste des gegen die Indianer errichteten Forts St. Marie, das einst der heilige Isaak Jogues errichtet, und wo 1639 der heilige Jean de Brebeuf den Befehl führte. Am Tage, da diese kanadischen Martyrer und ihre Gefährten in Rom heiliggesprochen wurden, waren dort 14 000 Pilger, teilweise sogar aus den Vereinigten Staaten herüber, zusammengeströmt zu einer kirchlichen Feier an der Stelle des Martyriums. Der greise Missionär Pater Cadot S. J., eine Patriarchengestalt, war mit einer Abordnung dunkelhäutiger Ojchibwey-Indianer gekommen, und Erzbischof McNeil pontifizierte hier, wo die Martyrer ihr erstes Grab gefunden hatten.

Am 5. August wurde zu Mecheln die belgische Kronprinzessin Astrid, Herzogin von Brabant, in die katholische Kirche aufgenommen. Sie ist bekanntlich eine Tochter des Königs von Schweden und gehörte somit dem Protestantismus an. Da der Uebertritt jetzt nach vier Jahren erfolgte, darf angenommen werden, daß er nicht die Folge politischer Zweckmäßigkeit ist, sondern einer Ueberzeugung entspricht, die sich in ernster Beschäftigung mit dem Religiösen bildete.

Spanien hat jetzt im Anschluß an seinen großen Missionskongreß die Gründung eines missionswissenschaftlichen Instituts nach deutschem Muster beschlossen; es wird seinen Sitz in dem Gebäude der Missionsausstellung zu Barcelona erhalten. Verspätet erfuhren wir das Hinscheiden des spanischen Grafen Aldama, Marquis von Ayala. Daher widmen wir ihm heute erst einige Worte. Als tüchtiger Geschäftsmann hatte er ansehnlichen Reichtum erworben; die Armen hatten an ihm einen großen Freund. Zwei Söhne wählten den Ordensstand, die beiden Töchter traten in einen strengen, beschaulichen Orden, und der jüngste Sohn wird nach Beendigung des Studiums dem Beispiel der Geschwister folgen. In vollem Einvernehmen trennten sich die Gatten. Die Gräfin wurde Salesianerin von der Heimsuchung, der Graf studierte Theologie und feierte am Weihnachtsfest seine Primiz, während welcher er die feierliche Einkleidung seiner einstigen Gemahlin vornahm und seinen Söhnen die heilige Kommunion reichte. Die Primizpredigt hielt seinem Vater der älteste Sohn. Am 5. Januar trat der Neupriester in das Noviziat des Jesuitenordens, und am 1. Februar rief ihn Gott in die Ewigkeit ab.

Der Bischof von Versailles hat angeordnet, daß, ehe ein Priester seiner Diözese für eine Kirche eine Statue kauft, der Generalvikar zu verständigen ist, worauf ein kirchlicher Sachverständiger dieselbe zuerst zu prüfen hat; denn religiöse und kunstsinnige Kontrolle sei heute mehr als je nötig, da die industrielle Erzeugung kirchlicher Gegenstände nur zu oft die Forderungen der Wahrheit, Würde und Kunst mißversteht.

Der russische Verband der Gottlosen fordert von der stets gefügigen bolschewistischen Regierung ein Einreiseverbot für ausländische Priester; gemeint ist wohl vornehmlich das Durchreiseverbot mittels der sibirischen Bahn, die von den nach Ostasien fahrenden Priestern wegen der Zeitersparnis bisher manchmal benutzt wurde.

Zu den wiedererstandenen Klöstern gehört auch Niederalteich in Niederbayern, das von den Benediktinern wieder besiedelt wurde und rasch in Blüte kam. Als kürzlich der erste Abt der wiedererstandenen Ordensfamilie, Dom Gislar Stieber, vom Bischof von Passau seine Weihe empfing, überreichte ihm dieser als Weihegeschenk den vor 900 Jahren von Abt Godehard benützten hölzernen Hirtenstab.

In Frankreich tobt das Ringen um die Rückgabe der großen Karthause an die aus ihr vertriebenen rechtmäßigen Besitzer, die Söhne des heiligen Bruno, die sich seitdem zu Taragona in Spanien niedergelassen haben. Eine Petition mit 136 000 Unterschriften aus dem ganzen Departement fordert ihre Rückkehr. Die Protestbewegung der Bevölkerung nimmt zu, aber das regierende Freimaurertum wehrt sich aufs äußerste und läßt lieber das historische Gebäude zerfallen.

Fragen und Antworten

Domine, non sum dignus. Ob die Leute, die schon beim Domine, non sum dignus die Kirche verlassen, ihre Sonntagspflicht erfüllen? — Offenbar nicht; denn die hl. Kommunion als Opfermahl gehört wesentlich zur Opferfeier der hl. Messe. Aber vielleicht wollen solche Christen — vorausgesetzt natürlich, daß sie aus Gleichgültigkeit so handeln — durch die Tat zeigen, daß sie sich für unwürdig halten der Liebe, die der Heiland ihnen durch seine Gegenwart erweist. Und das gäbe denn zu der Hoffnung Anlaß, daß sie ihrer noch einmal würdig werden.



Nummer 34 Neuß, 24. August 1930 4. Jahrgang

Gott dem Herrn hat es gefallen, unseren hochwürdigen Herrn

Kaplan
Matthias Becker

zu sich in die Ewigkeit zu rufen.

Auf seiner Ferienreise starb er plötzlich und unerwartet infolge eines tragischen Unglücksfalles am 14. August 1930 im Alter von erst 31 Jahren. Von seinen 8 Priesterjahren war er 1 Jahr in der St. Marienpfarre zu Neuss tätig. Wir betrauern in seinem Tode den Verlust eines lieben Mitbruders und pflichttreuen Seelsorgers. Wir bitten um ein stilles Gebet für die Seelenruhe des Verstorbenen.

R. I. P.

Nachdruck verboten.

Krankenwoche hat Herr Kaplan Froitzheim, Marienkirchplatz 28; Fernsprecher 2017.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 24. August 1930.

In der Pfarrkirche.

6 Uhr hl. Messe. 7 Uhr hl. Messe. 8 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der diesjährigen Erstkommunikanten. 9 Uhr hl. Messe. 10 Uhr Hochamt. 11¼ Uhr hl. Messe.

Nachmittags fällt die erste Andacht für die Schulkinder aus. ½6 Uhr Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente.

In St. Barbara.

½9 Uhr hl. Messe.

In St. Kamillus.

6½ Uhr hl. Messe. 8 Uhr hl. Messe mit Predigt. 9½ Uhr hl. Messe mit Predigt. 5½ Uhr Andacht zum hl. Joseph.

Kapelle zu Selikum.

7½ Uhr hl. Messe mit Predigt.

Wochentags.

In der Pfarrkirche.

Hl. Messen um 6, 7.15, 7.45 und 8.30 Uhr.

In St. Kamillus.

Hl. Messen um 6½ und 7½ Uhr.

Sonntags-Gottesdienst in den angrenzenden Kirchen.

St. Quirin: Hl. Messen um 6, 7, 8, 9, 10¼ und **11** (nicht 11¼).
St. Dreikönigen: Hl. Messen um ½7, ½8, 9 und ½11 Uhr.
St. Joseph: Hl. Messen um 6, ½8, 9 und ½11 Uhr.
St. Sebastianus: Hl. Messen um ½6 und 8 Uhr.

Pfarramtliche Mitteilungen.

Montag 9 Uhr findet ein feierliches Seelenamt für alle Verstorbenen unserer Pfarre statt, besonders für die Gefallenen. Hierzu sind alle Pfarrangehörigen herzlichst eingeladen.

In diesem Jahre findet im Dekanate Neuß die kanonische Visitation mit Firmung statt, und zwar vom 21.—29. September. Dieselbe wird durch den hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Sträter von Aachen abgehalten. Am Sonntag, den 21. Sept., ¼4 Uhr nachmittags ist der feierliche Empfang Sr. Bischöflichen Gnaden in Neuß; anschließend Einzug in die Marienkirche mit Predigt des hochwürdigsten Herrn. Danach findet gleich die Firmung aller Firmlinge der Marienpfarre statt.

Zur Vorbereitung auf die hl. Firmung müssen alle Firmlinge am Sonntag, 31. August, nachmittags 4 Uhr in der Marienkirche sein.

Vereinsnachrichten.

Pfarrbücherei. Am kommenden Samstag und Sonntag, dem 23. und 24. August, bleibt die Bücherei wegen des Schützenfestes geschlossen. Die nächste Ausgabe ist Montag, den 26. Aug., zur gewohnten Zeit.

Kath. Arbeiterverein. Der Verein feiert am kommenden Sonntag sein Königskrönungsfest. Wegen des Umbaues des Marienhauses findet die Feier im Saale von Hermkes, Rheydterstraße statt. Der Beginn ist auf 7 Uhr festgesetzt. Es haben zu dieser Feier nur Mitglieder und keine schulpflichtigen Kinder Zutritt. Der Kontrolle wegen wird gebeten, die Mitgliedskarten mitzubringen. Es ist dafür Sorge getragen, daß ein schönes und doch für jeden Teilnehmer billiges Fest zustande kommt

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt, für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Gegensätze, die sich nicht überbrücken lassen

Der Volksverein hatte ein Flugblatt verbreitet, in dem der Sozialdemokratie vorgeworfen wurde, daß sie mit den Kommunisten einig sei in dem Schlachtruf: „Vernichtung der Kirche Christi", und daß sie gemeinsam mit ihnen alles angreife, was uns heilig sei, Kirche, Schule, Ehe und Familie.

Der sozialdemokratische Führer Breitscheid wehrt sich gegen diesen Vorwurf, bekennt sich dann aber nochmals und ausdrücklich zu seinem Schlußwort auf dem Magdeburger Parteitag. Wie lautete es? Es lohnt sich, es nochmals zu wiederholen:

„Ich habe nicht gesagt, daß wir gegenüber den Kirchen als Organisationen Toleranz üben sollen, sondern gegenüber religiösen und antireligiösen Bekundungen der einzelnen. Zwischen Kirche und Religion ist ein Unterschied zu machen. Wenn sich die Kirche anmaßt (!), ihre Rechte auf Gebiete auszudehnen, die unserer Ansicht nach (Sperrung von uns!) dem Staate vorbehalten sein sollen, dann haben wir gegen einen solchen Uebergriff der Kirche mit aller Entschiedenheit Front zu machen."

„Unserer Ansicht nach." Ja, das ist es! Nach der sozialdemokratischen „Ansicht" gehören zum ausschließlichen Machtbereich des Staates Dinge, auf die die Kirche um des Gewissens willen nicht verzichten kann. Nennen wir Schule, Ehegesetzgebung, Schutz des keimenden Lebens, öffentliche Moral usw. Die Kirche kann es nie und nimmer zugeben, daß sie hier nicht als Organisation, sondern nur über das Gewissen ihrer einzelnen Mitglieder zuständig sein soll.

Und da nun die Sozialdemokratie versucht, bei den Wahlen eine Mehrheit für ihre Auffassung zu erzielen, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als uns dagegen zu wehren. Das geschieht nicht aus Liebe zum Kampfe, auch nicht aus „reaktionärer Gesinnung", sondern lediglich, um der Kirche jene Rechtsstellung zu sichern, deren sie zum allgemeinen Wohle bedarf. Die Sozialdemokratie will die Kirche nicht vernichten? Gut! Aber sie will sie auf das Gebetskämmerlein einschränken. Und das genügt uns gerade, um unsere Stellung zur Sozialdemokratie festzulegen.

Die bevorstehende Wahl macht die alte Frage wieder akut: „Darf ein Katholik Sozialdemokrat sein?" Rudolf Breitscheid selbst soll die Antwort geben! In seiner Erklärung (Nr. 215 der „Rheinischen Zeitung") heißt es:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Auffassungen, die ich hier vertreten haben, denen des Zentrums und der katholischen Kirche zuwiderlaufen. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und zwischen Religion und Politik wird vom Zentrum (selbstverständlich auch von der Kirche! Die Redaktion) unter wesentlich andern Gesichtspunkten angesehen, als von uns. Infolgedessen ergeben sich ganz selbstverständlich tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über die Grenzen, die dem Einfluß des Kirchentums auf staatliche Betätigung zu setzen sind. Es ist hier in der Tat ein Gegensatz vorhanden, der sich schwer überbrücken läßt."

So ist es in der Tat, und man freut sich, daß auch der berufenste Vertreter der heutigen Sozialdemokratie diese Feststellung macht. Hört man doch immer wieder die Behauptung, die heutige Sozialdemokratie sei gar nicht mehr diejenige, die Papst und Bischöfe — nicht nur einmal — verurteilt hätten. Auch sie habe sich gewandelt usw. Nun, in diesem Punkte ist sie offenbar die alte geblieben, und solange sich das nicht ändert, bleibt auch das alte Urteil der Kirche bestehen: „Zwei Herren kann man nicht dienen!"

Man beachte dabei, daß Breitscheid seine Erklärung nicht für seine Person, sondern für seine Partei abgibt: „Wir" — „üben keine Toleranz gegen die Kirche als Organisation" und „von uns" — „wird das Verhältnis zwischen Staat und Kirche anders angesehen, als von euch Zentrumsleuten." Daß auch eine andere Meinung in der Partei geduldet werde, wird mit keinem Worte angedeutet. An entscheidender Stelle ist jedenfalls kein Sozialdemokrat denkbar, der sich im Streitfall auf die Seite der Kirche schlüge. Damit hängt es auch wohl zusammen, daß man, soviel wir sehen können, auf keiner einzigen sozialistischen Kandidatenliste den Namen eines Katholiken findet. Und wo das doch der Fall sein sollte, so müßte man ihn eben fragen, wie er sich im Konfliktsfalle entscheiden will. „Es ist hier in der Tat ein Gegensatz vorhanden, der schwer zu überbrücken ist."

Training /

Von Franz Friedrich Goldau.

Vor einigen Monaten besuchte mich ein Artist. Er bog mit den freien Händen einen halbzölligen Nagel zu einem Hufeisen. Ein 5 Millimeter starkes und 3 Zentimeter breites Bandeisen drehte er mit den Händen zu einer kunstvollen Spirale. Mit der Faust schlug er einen halbzölligen Nagel durch eine Tischplatte und hielt zwei anfahrende Autos mit den Handgelenken fest. Er war auf dem Wege zu einem Titanen. Als ich ihn fragte, warum er sich diesen gefährlichen Uebungen hingebe, antwortete er: „Ich will zu Reichtum kommen!"

Friedrich der Große hatte Reichtum genug. Eines Tages unterhielt er sich mit Hios, dem Hofnarren. „Väterchen König", sagte der Narr, „alles hast du, was dein Herz begehrt. Du hast ein treues Volk, hast Edelsteine und Schlösser." „Ja", antwortete der König; „aber heute hätte ich in der Ewigkeit noch nicht eine Hundehütte."

Unlängst sagte mir ein Freund: „Ich werde das Rauchen lassen, es schadet mir."

„Tu es!", antwortete ich." „Wenn du eine Leidenschaft überwindest, gewinnst du eine Energie. Das ist der Sinn. Wirf einen Teufel hinaus, und du rufst einen Engel."

Nach einigen Tagen fand ich ihn dabei, wie er die Reste seiner ehemals verpafften Zigaretten in der Pfeife rauchte.

„Zum Abgewöhnen", sagte er betroffen.

Ich antwortete nichts. Er warf einen Teufel hinaus und holte ihn durch ein Hintertürchen wieder herein.

In einem Hotel in Bremen wurde vor einiger Zeit ein vornehmer Gast ans Telephon gerufen.

„Sagen Sie, ich sei nicht da", instruierte er den Kellner.

„Das ist nicht wahr", lehnte dieser ab.

„Was unterstehen Sie sich?", fuhr der Gast auf.

Der Kellner blieb freundlich. „Ich weiß, Herr", sagte er, „daß die Lüge der Anfang zu jedem Laster ist. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen in allen Dingen, aber seitdem ich es geübt habe, kann ich es und fühle mich wohl dabei."

Der Gast stutzte und schwieg. Nach langer Zeit schrieb er dem Kellner: „Sie haben mir ein Kleinod geschenkt. Der Weg zum Glück führt durch Training. Ich trainiere an der Wahrhaftigkeit und habe seitdem inneren Frieden und einen Einfluß, den ich in meinen kühnsten Träumen nie erwartet hätte." —

Ferientage beim Pfarrer auf Rügen /

Tagebuchblätter von Pfarrhelferin Clementine Maehler. (Schluß)

Das Bild der Behausung, das sich uns bot, wäre ganz trostlos gewesen, wenn es nicht belebt worden wäre durch diese braunen Burschen und bunt gekleideten Mädchen mit den vor Freude über den Besuch leuchtenden Augen. Der Pfarrer redete polnisch mit ihnen, in einem Tempo, daß wir alle sprachlos zuhörten. Aus den Mienen und Gesten konnte man wohl den Inhalt erraten. Doch hätte ich nie geglaubt, daß man eine solch fixe Zunge haben könnte. Zu den Kasernen selbst will ich nur bemerken, daß das Vieh auf Ehrenwort besser haust. Wir besuchten an diesem Nachmittag noch vier solcher Kasernen, die so ziemlich auf derselben Strecke lagen. Die Fahrwege waren aber unter aller Kritik, einfach schlimm! Der Tag gestern hat mir ein unendlich lebendiges Bild des Diasporalebens auf Rügen gegeben.

*

Mit dem kleinen Neffen des Pfarrers habe ich noch viele schöne Touren unternommen. Ganz unvergleichlich schön war unsere Tour nach Stubbenkammer. Bis Saßnitz fuhren wir über eine Stunde mit dem Zug, und von dort aus setzten wir mit dem Dampfer über. Saßnitz hat einen kleinen, aber großartig wirkenden Strand. Man fährt von Saßnitz aus ungefähr eine Stunde mit dem Dampfer bis Stubbenkammer. Der Himmel war tiefblau, und die Sonne strahlte heiß auf das Wasser. Es war eine prachtvolle Fahrt. Langsam verschwand der Strand von Saßnitz mit seinen prunkvollen Strandhotels, und langsam ging es auf Stubbenkammer zu, vorbei am grüngesäumten Strand, an den Kreidefelsen bis zu Füßen des Königsstuhles. Dort landeten wir. Der Königsstuhl, mit seinem stolzen Blick über das weite Meer, der nicht weit ab ganz märchenhaft gelegene Herthasee. Es war fast zu viel des Schönen. Viel zu schnell kam der Dampfer, um uns zurückzuholen. Unsere Rückfahrt war stürmisch. Es hatte sich ein ziemlicher Wind erhoben, und das kleine Schiff tanzte nur so auf den Wellen. Oft gingen die Wogen über Deck, und da gab es jedesmal viel zu lachen. Müde und hungrig kamen wir gegen 10 Uhr in Bergen wieder an. Aber ein Tag, den ich wohl auch nie vergessen werde, hatte sich den vorausgegangenen zugesellt.

*

Wirtschaftliches über die Seelsorge auf Rügen.

Rügen hat 60 000 Einwohner. Davon gehören zur Seelsorge der Insel Rügen etwa 400 Katholiken, zuzüglich etwa 300 Polen während der Monate April bis Oktober. Die Katholiken wohnen auf Rügen so verstreut, daß die 150 katholischen Schulkinder sich auf 92 verschiedene Orte und Schulen verteilen. Der katholische Lehrer teilt sich mit dem Pfarrer in den Religionsunterricht. Das Auto setzt den Lehrer hier ab und den Pfarrer dort, um so möglichst viele Kinder verschiedener Ortschaften zu gleicher Zeit zum Unterricht sammeln zu können. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Katholiken auf Rügen sind ganz, ganz schlimm. Sind es doch zum größten Teil Landarbeiter und Schweinehirten, die ganz spärlichen Lohn erhalten und den Winter über fast immer arbeitslos sind. Der bestgestellte Katholik auf Rügen ist der Lehrer. Er ist unverheiratet und stammt aus dem ganz katholischen Westfalen. Dem Pfarrer ist er eine rechte Stütze und bildet oft das Bindeglied zwischen ihm und den den Katholiken ganz abhold gesinnten Einwohnern.

Um nun für diese an Mitteln so ganz armen Katholiken die Seelsorgestationen aufrecht erhalten zu können, ist der Pfarrer auf die Milztätigkeit der Badegäste beim Besuch des Gottesdienstes angewiesen. Diese Klingelbeutel-Erträgnisse müssen allerhand aufbringen. Z. B. das Geld für die Fahrten auf die Stationen. Eine Fahrt nach Wyk mit dem Auto des Pfarrers, der sein eigner Chauffeur sein muß, kostet 20 Mark. Der Saal, in dem die hl. Messe gelesen werden soll, kostet ebenfalls 20 Mark. Dazu kommen die Fahrten für den Unterricht der Schulkinder, in die Polenkasernen usw. Das häuft sich und häuft sich, und wie wenige Sonntage gibt es, wo mal eine ordentliche Summe herauskommt. Nur da, wo der Pfarrer selbst für die Diaspora predigen kann, kommt es vor, daß 100 ℳ an einem Sonntag erreicht werden.

Die Kinder und oft ganze Familien, die zum Gottesdienst und zum Unterricht nach Bergen kommen, müssen bewirtet werden und zum Teil auch das Fahrgeld zurückbekommen. Für besondere Reparaturen, wie Dachreparaturen an den kleinen Kirchen, Fensterscheiben usw., durch die großen Stürme hervorgerufen, werden jährlich etwa 600 Mark verausgabt. In Rügen sind fast alle Fenster wegen der großen Winterstürme nach außen gewölbt, was sehr lustig aussieht. So wird wohl jeder begreifen können, daß der Pfarrer oft nicht ein noch aus weiß vor Sorgen, wenn er Einnahmen und Ausgaben gegenüberstellt, und dabei darf ich wohl, ohne indiskret zu sein, verraten, daß er selbst überhaupt keine Ansprüche ans Leben stellt, und daß wohl nur ganz wenige Pfarrer so einfach leben, wie der Pfarrer von Rügen, nicht nur, weil er von Natur aus ein überaus einfacher Mensch ist, sondern auch, weil ihn die Not seiner Pfarrkinder dazu zwingt.

Während der Sommermonate ist der Gottesdienst wie folgt verteilt: In den Seebädern bestimmt alle acht Tage, und zwar in Saßnitz im Gemeindesaal, in Binz in einem Turnsaal, in Göhren in einem Kinderheim und in Sellin im Kirchlein auf der Höhe. Ferner alle fünf Wochen auf den Sommerstationen von Rügen mehr im Land drinnen: In Neukirchen, Gingst und Trent in einer Wirtschaft, ferner in Garz, da aber in einer Kapelle, die für die Schnitter gebaut wurde.

Schön und herrlich ist der Sommer auf Rügen. Aber im Herbst und Winter, wenn die schweren Stürme über das Land fegen, und die See brüllt, wenn die Strandkörbe mit ihren lustigen Fähnlein verschwinden, und die Bäume ihr grünes Kleid verloren haben, und die Felsen nackt und kahl ins Meer hinausragen, wenn alle frohen Ferienkinder abgereist sind, und nur die ernsten Bewohner Rügens übrig bleiben, dann wird die Seelsorge dort oft bitter schwer und hart. Dann ist es oft Wochen hindurch, besonders in der Zeit vom 15. Dezember bis 1. April, der Zeit, in der uns Katholiken die Kirche die schönsten Festtage bringt, unmöglich, zu den einzelnen Stationen zu gelangen. Wie bitter für einen Pfarrer, gerade an den Hauptfesttagen des Kirchenjahres seine Pfarrkinder nicht um sich zu haben! Schwer zu tragen, wenn Eis und Schnee daran hindern. Aber noch schwerer, wenn wenigstens in einzelnen Fällen nur das fehlende Geld der Grund ist, und in den katholischen Gegenden so ganz das Verständnis für die leibliche und seelische Not der Brüder und Schwestern der Diaspora fehlt, wohl weniger aus Mangel an Nächstenliebe, als aus Unkenntnis.

Mit Dank denke ich an meine Ferien auf Rügen zurück, wo ich so tiefen Einblick in das Leben der Diaspora tun durfte und bitte zu Gott, daß es gelingen möge, Liebe für Rügen als Diaspora zu erwecken. Für alle Fälle lautet die Adresse des Pfarrers: Pfarrer Jochmann, Bergen auf Rügen, Clementstraße 1."

Katholische Morgenfeier

im Westdeutschen Rundfunk

am Sonntag, dem 31. August 1930, morgens 9—10 Uhr.

Redner: Religionslehrer Außem, Düren.

Mitwirkende: St.-Dominikus-Kirchenchor, Köln (Dirigent: Jos. Schmitz); Kölner Celloquartett: Kleefisch, Fürst, Meyer, Schauß; Hans Hilgers (Orgel).

Vortragsfolge:

1. Chorgesang: „Credo" aus Missa septima — Dr. A. Faist (für 4stimmigen gemischten Chor mit Orgelbegleitung)
2. Celloquartett: „Andante" — Georg Goltermann
3. Chorgesang: „Agnus Dei" aus der gleichen Messe wie oben
4. Ansprache: „Die Kirche am Krankenlager"
5. Chorgesang: „Salve Regina" aus dem Dominikaner-Choralbuch
6. Celloquartett:
   a) Ein geistliches Lied ohne Worte — M. Eisenberg, op. 4
   b) Andante — Fr. Lachner, op. 29
7. Chorgesang: Psalm 23, „Gott meine Zuversicht" — Fr. Schubert (für 4stimmigen gemischten Chor mit Orgelbegleitung)

Für stille Stunden

Dämonie der Technik. Moderner Götzendienst.

Das Mutter-Gottes-Bildchen.

Für dich ist es vielleicht nichts Neues, aber für mich war es ein Erlebnis. Ich habe sonst nicht die Gelegenheit, im Auto zu sitzen. Heute aber bin ich viele Kilometer in einem Auto gefahren. Modernster Typ! Ein reicher Kaufmann hatte mich eingeladen. Vielleicht aus Langeweile. Vielleicht aus Menschenfreundlichkeit. Nun saßen wir nebeneinander. Mein Kaufmann redete viel. Er sprach von Rassepferden und Rassehunden. Ich kam kaum dazu, mir seine Vorlesungen anzuhören; denn mich umbrauste der Rhythmus unserer überhasteten Zeit. Er war gewaltig. Man spürte ihn ordentlich in den Gliedern. Das wogte auf und wogte nieder gleich einem Riesengedicht der Schöpfung. Und als ich mich als kleine Melodie eingebettet wähnte in die ungeheuerliche Symphonie des Weltalls, hätte ich am liebsten aufjubeln mögen vor lauter Lebenslust und Lebensfreude.

80 Kilometer, 90 Kilometer, 100 Kilometer . . . Die Fahrt wuchs ins Tolle. „Können Sie das Auto auch wieder zum Stehen bringen?" fragte ich meinen Gefährten. Er lachte: „Natürlich kann ich das". Ich war befriedigt; denn diese rasende Fahrt wurde mir unheimlich, und meine Frage schien mir gar nicht so unberechtigt. Das Auto kam mir vor wie ein Ungeheuer, das sich für irgendetwas rächen will, wie ein Dämon, der sich der Hand des Menschen entwunden hat und nun seinen Tanz nach seinem eigenen Willen aufführt. Ich bat den Lenker, ein langsameres Tempo einzuschlagen. Der aber schüttelte den Kopf. „Das geht nicht", sagte er, „ich fahre zu einer wichtigen Konferenz, und ein Zuspätkommen könnte für mich große Verluste bedeuten".

Also dieser Mann hatte seine Maschine doch nicht in der Gewalt. Er mußte sie rasen lassen. Die Maschine hatte ihn, hatte die Konferenzteilnehmer, hat unsere Zeit in ihren Klauen. Die Maschine gibt das Tempo an. Wir dürfen nicht bremsen, wenn wir nicht herausgeschleudert werden wollen aus dem „Geschäftsgang" der Gegenwart.

Hinter mir baumelte etwas an einem kleinen Gummihändchen. Es war ein kleines Aeffchen. „Wozu denn das?" fragte ich. „Das ist ein Talisman." „Weshalb ein Talisman?" „Er soll uns bewahren vor Unfall." Jetzt bewunderte ich nicht mehr. Jetzt bemitleidete ich. Wissen denn diese Menschen in der Furcht vor ihrem eigenen Taumel nichts anderes als einen — Affen? Ach, ihr Modernen, was seid ihr für bedauernswerte Gesellen! Da habt ihr euren Motor, der euch hetzt und jagt von einer Konferenz zur anderen, von einer Sitzung zur anderen, und als Beschützer habt ihr ein Aeffchen hinter euch, das euch Grimassen schneidet und den Tanz eures Motors mit grinsender Teufelsfratze begleitet.

Glaube aber nicht, mein Freund, daß ich Gegner der Technik oder des Fortschritts bin. Ich weiß wohl, daß sie ein Gebet zum Schöpfer des Weltalls sein kann, ein neues Gebet der Seele. Ich sehe aber auch, daß sie der Menschheit zum Fluche geworden ist. Die Entscheidung hierüber liegt nicht bei der Technik und nicht beim Fortschritt, die Entscheidung hierüber liegt allein beim Menschen.

* * *

Und nun möchte ich mit dir noch einen Besuch machen. Du brauchst dazu aber nicht die Gesellschaftsmaske aufzusetzen. Du brauchst nur Mensch zu sein, und wenn du dem feinsinnigen Gelehrten, zu dem ich dich führe, eine besondere Freude machen willst, dann sei ein katholischer Mensch! Aber kein Pharisäer! denn diese kann unser Freund nicht leiden. Er verschließt sich vor ihnen und sagt kaum ein Wort. Wenn du nun hinkommst, so achte auf seinen Schreibtisch! Die Schreibtische geben überraschenden Aufschluß über die Menschen, die an ihnen arbeiten. Unser Freund hat ein kleines, verwittertes Muttergottesbildchen zwischen den Büchern und Papieren stehen. Er hat mir von diesem Bildchen erzählt. Es hat eine lange Geschichte. Es war ihm treuer Begleiter durch ein dornenreiches Leben. Auch in seinem Unterstande hat es gestanden, damals als er in Flandern lag. Und in allen Versuchungen seines Lebens ist er zu diesem Bildchen geflüchtet und hat mit ihm Zwiesprache gehalten. Bei allen großen Entscheidungen hat er vor ihm gekniet und sich Rat geholt. Und es gab Nächte, da er vor diesem Bilde im Gebete die Hände rang. „Es ist mir, als wenn mein Gebet hier eher erhört würde; vielleicht ist es für mich ein Gnadenbild", sagte er mit seinem sonnigen Lächeln. Und dann rückte er die Blume etwas näher heran und erzählte von seinem neuesten Werk, das er zu schreiben beabsichtige.

Da fällt mir wieder das Aeffchen im Auto ein. Welch ein Unterschied der Lebenshaltung und der Gesinnung! Bei meinem Freunde und seinem Muttergottesbildchen wird es mir nicht unheimlich. Ich fühlte mich so warm und so geborgen wie damals, als Vater und Mutter noch den Mantel der Heimat schützend um meine Schultern breiteten.

Bruder Sebastian.

Rüsselträger!

Ein Pfarrer vom Lande schreibt uns: „Papst und Bischöfe haben Kleidervorschriften erlassen, und zwar nicht erst heute. Wenn aber ein Pfarrer oder Lehrer versucht, diesem Gebote Nachdruck zu geben, so setzt er sich der Gefahr aus, in der gemeinsten Weise angepöbelt zu werden, selbst von Katholiken. Man tut so, als ob man nicht wüßte, von welcher Stelle die Anordnungen ausgehen und knüppelt dafür um so fester auf den „kleinen Mann". Besonders beliebt ist dabei der Umweg über die kommunistische und sozialistische Presse, die natürlich genau weiß, warum sie diese Taktik befolgt. Von den wirklich nicht unwichtigen Gründen, welche den katholischen Sittlichkeitsbestrebungen zugrunde liegen, nimmt sie keine Notiz. Auf eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Zusammenhänge läßt sie sich nicht ein. Dafür aber werden die einzelnen Personen, die doch nichts weiter tun, als die Befehle ihrer kirchlichen Vorgesetzten auszuführen, öffentlich ausgepeitscht und durch den Schlamm gezogen. „Rüsselträger" nannte sie die „vornehme" Rheinische Zeitung in einem Artikel vom 17. Juni dss. Jhs. Gegen diese Ausfälle muß uns die katholische Presse besser in Schutz nehmen. Wir müssen wissen, daß wir im katholischen Volk einen Rückhalt haben, wenn wir uns für die Vorschriften der Kirche einsetzen. Ganz besonders reklamiere ich diesen Schutz für die Personen, die an verantwortlicher Stelle auf dem Lande arbeiten. Unsere Verhältnisse dürfen nicht aus der Stadtperspektive gesehen werden. Bei uns erregen auch solche Dinge noch Anstoß, die in der Großstadt zu Selbstverständlichkeiten geworden zu sein scheinen. Selbst in „gut" katholischen Kreisen. Wollen Sie sich nicht dieser Angelegenheit einmal annehmen?"

Selbstverständlich geben wir diese Zuschrift des Landpfarrers gern wieder und bitten auch unsere Leser in der Stadt, von ihr Kenntnis zu nehmen. Wir möchten aber folgendes zu ihr bemerken:

Früher galt es für eine besondere Ehre, von den Gegnern Gottes und der Kirche angepöbelt zu werden. Je mehr Narben, desto mehr Ehre. Man muß die Katholiken der Kulturkampfszeit über diese Dinge reden hören. Dann gewinnt man den richtigen Abstand. Schätzen wir Geistliche selbst diese Angriffe richtig ein! Dann werden unsere Leute es mit der Zeit auch wohl lernen. Gewiß sollen wir uns der Kritik nicht grundsätzlich verschließen. Wo sie aber aus offenbarer Bosheit oder aus unverkennbarer Leichtfertigkeit oder endlich auch aus unüberbrückbaren Gegensätzen hervorgeht, da dürfen wir uns durch sie nicht nervös machen lassen. Gehen wir unseren Weg ruhig weiter! Gott und unser gutes Gewissen sind unser bester Rückhalt und werden uns auch über Enttäuschungen hinweg helfen, die wir im eigenen Lager erleben.

Gegensätze, die sich nicht überbrücken lassen

Ferientage beim Pfarrer auf Rügen /

Tagebuchblätter von Pfarrhelferin Clementine Maehler. (Schluß)

(Selbsterlebtes von Helene Holte.)

Das gestörte Schützenfest!



In der guten alten Zeit, als Großmama noch lebte und die Menschen viel genügsamer waren als heutzutage, war auch die liebe Jugend nicht so verwöhnt wie jetzt. Was wußte man da von sogenannten Kinderfesten mit Prater oder Stadtpark, wo ein guter Kinderonkel Bonbons oder Spielzeug spendiert und man reichlich mit Schokolade und Kuchen bewirtet wird? — Nichts!

Doch ein Fest feierte man auch damals schon, nämlich das Schützenfest. Jedes Jahr in den Herbstferien taten sich eine Reihe Nachbarkinder zusammen, fragten ihre Eltern um Erlaubnis und überlegten untereinander, wie, wo und wann dieses wichtige Fest am besten zu feiern wäre. Wer mitmachen wollte, mußte fünf Pfennige erlegen, damit die Unkosten gedeckt werden konnten. Und dann wurde mit frischem Mute das Zelt gebaut und ausgeschmückt.

Die verschiedenen Mütter waren mittlerweile nicht müßig. Die eine backte Reibeküchlein oder Krapfen, eine andere kochte den dicken Reis, die dritte sorgte für Limonade usw.

Das Vogelschießen ging programmäßig vonstatten. Eine große Runkelrübe, der man zwei hölzerne Flügel einschraubte, wurde auf eine lange Stange gesteckt und so lange mit Steinen beworfen, bis einer das Glück hatte, sie zu treffen und endgültig zu stürzen. Der Held wurde dann zum König proklamiert.

In einem Jahr traf dieses Los Heini, der sich zur Königin Nachbars Lieschen erwählte. Diese eilte spornstreichs nach Hause, um sich freudestrahlend den Händen der Mutter anzuvertrauen, die nun Zofendienste an ihrer erlauchten Tochter verrichtete. Sie flocht das spärliche Haar derselben zu einem Zöpfchen und zog ihr das weiße Kleid an mit der schottischen Schärpe.

Der König mit dem ganzen Hofstaat schauten durchs Fenster, und der König rief seiner hohen Gemahlin ungeduldig zu: „Lieschen, biste noch nicht bald fertig? Drämel doch nicht so!"

Doch diese war in ungnädiger Stimmung. Sie wollte ihre Macht zeigen und maulte. „Mama," knurrte sie, „du hast mir doch versprochen, zum Schützenfest die rosa Schärpe umzubinden."

„Ach, sieh da," rief die Mutter, „das habe ich ganz vergessen. Nun, du hast diese einmal um, und so lassen wir es so."

Aber damit kam sie heute bei ihrem Töchterchen nicht durch. Lieschen trotzte und weinte und wollte ihren Willen absolut durchsetzen. Da lief auch Mutter Klein die Galle über. Sie war eine schlichte, einfache Frau, die nicht einmal vor der Königswürde Halt machte, nahm ihre erlauchte Tochter beim Schlafittchen und sperrte sie in den Keller.

Huhuhuh! klang es nun dumpf hinter der Kellertür; und der König mit dem ganzen Hofstaat weinten aus Mitleid mit. Sie standen ratlos vor Kleins Kellerloch, hinter dessen Gitter die hohe Gefangene mit dem dickverheulten Gesicht schmachtete.

Der erlauchte Gemahl suchte sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu trösten und war schon im Begriff, sein gekröntes Haupt zu beugen und bei seiner energischen Schwiegermutter um Gnade zu flehen, da nahte sich das Verhängnis in Gestalt von Lieschens Lehrerin. Diese wollte Mutter Klein besuchen, es wurde Kaffee gekocht, man plauderte und lachte, und ehe man sich versah, dämmerte es und Kleins Mutter begleitete ihren Besuch bis vor die Tür.

Doch wie erschrak die gute Frau, als sie die Schützengesellschaft noch immer weinend vor dem Kellerloch hocken sah.

Du liebe Zeit, sie hatte doch nicht mehr an die Kinder gedacht, und nun war es schon so spät, daß sie nicht mehr feiern konnten. Das hatte sie nicht gewollt. Rasch entschlossen befreite sie die hohe Gefangene aus ihrem Burgverlies. „So, Kinder," sagte sie, „eßt heute abend den dicken Reis auf, damit er nicht säuert. Morgen koche ich euch frischen mit Zucker und Zimmt drauf. Und dann feiert ihr vergnügt Schützenfest!" Und ihrem Machtspruch beugte sich das gekrönte Paar mit dem ganzen Hofstaat.

Stiefmütterchen.

Denkt nur einmal an, Kinder, da war die Mutter gestorben! Wißt ihr eigentlich, was das heißt? Männer waren gekommen, große, starke Männer, die trugen einen schwarzen Kasten. In den ward unter lauter Blumen die Mutter gelegt. Hätte nicht Gretel, das Aelteste, just ein wenig durch die halboffene Tür gespäht, so hätten es die Kinder sicher nicht erfahren, was es bedeuten will, wenn man eine Mutter in den Sarg legt!

Nun aber wußten sie es. Dröhnend schlug die Haustür hinter dem Sarge zu. Sie aber gingen Hand in Hand hinterher, fühlten die mitleidigen Blicke und spürten die Hände der Frauen, die ihnen tröstend über die Flachsköpfe strichen. Dann schlichen sie still nach Hause. Oede war es in allen Zimmern, überall hing noch der Duft verwelkter Blumen und erloschener Kerzen. Die Kinder aber, wie eine Schar aufgescheuchter Vögel, flatterten hierhin und dorthin, doch keiner war da, der sie schützend unter seine Fittiche genommen. Denn Vater war ja fast immer draußen, der mußte Geld verdienen. Und Annelies, die alte Magd, hatte alle Hände voll zu tun. Ach nein, um die Kinder ward sich nicht viel gekümmert.

Monate waren ins Land gegangen, nun lag die Mutter schon über ein Jahr unter dem kleinen Hügel, über den Frühling, Sommer, Herbst und Winter geschritten.

Da kam eines Tages das Gretel ganz aufgeregt aus der Schule. Hastig zog es den Bruder in eine Ecke: „Weißt du, was ich gehört habe?"

„Wird schon was Rechtes sein!" lachte der, doch was die Schwester erzählte, ließ ihn aufhorchen. Was, sie sollten eine Stiefmutter erhalten? Die Kinder in der Schule hatten es sich untereinander erzählt, da war sicher etwas Wahres dran!

Erschreckt starrten die Kinder einander an. Eine neue Mutter, also eine Stiefmutter. Hu, wie das klang! Und alle Märchen von bösen Stiefmüttern fielen ihnen ein, und wie die die armen Stiefkinder mißhandelten. Und so eine sollte ins Haus kommen, wo die gute Mutter geschaltet und gewaltet hatte — den Kindern stand vor Schrecken das Herz still . . .

Ein paar Stunden später erschien der Vater im Kinderzimmer und teilte der aufhorchenden Schar das wichtige Ereignis mit.

„Eine neue Mutter" sagte er. Die Kinder aber flüsterten untereinander: „Eine Stiefmutter." **Und alle Angst ihres Kinderherzens lag in dem einen Wort.**

An einem grauverhangenen Frühlingstag ohne Sonne zog die neue Mutter ein. Eigentlich kann man von Einzug nicht sprechen. Denn alles geschah ganz still, fast selbstverständlich. Auf einmal saß sie beim Mittagessen am Tisch, auf Mutters Platz. Sie machte nicht viele Worte, lächelte die Kinder nur freundlich an. Der Vater aber forderte sie auf, der neuen Mutter die Hand zu geben; das taten sie denn auch, aber wie scheu und zurückhaltend! Wohl merkte das die junge Frau, doch sie übersah es. Gott, sie war ja den Kindern noch fremd, das würde sich schon bald geben.

Aber die neue Mutter hatte sich verrechnet. Es wollte nicht so recht gehen mit ihr und den Kindern. Wenn sie auch ihr Bestes tat und mit liebevollem Herzen um Liebe warb, die Kinder gingen ihr soviel wie möglich aus dem Wege.

So wäre es, ungemütlich und traurig, sicher noch eine ganze Weile fortgegangen, wenn nicht der Willi solch ein loser Strick gewesen, der immer den Blondkopf voller Streiche hatte. Meist leistete ihm Gretel dabei Gesellschaft. Die Kleinen aber bildeten stets das bewundernde Publikum.

Weit hinten im Garten stand ein altes Gewächshaus, noch aus der Zeit, wo hier einmal ein Gärtner gehaust. Da die Scheiben teilweise zerbrochen, war es den Kindern verboten, hier zu spielen. Aber ihr wißt ja selbst, Kinder, wie das mit Verboten geht. „Verboten Ding schmeckt doppelt süß!" Und im Spiel wird gar manches Gebot vergessen.

Eben hatte Willi, zum Staunen der anderen, über das Eisengerüst des alten Gewächshauses balancierend, die Spitze des Daches erreicht. Mit kühnem Schwung wollte er auf ein Nebendach hinüber, eine Tollkühnheit, die ihm schon öfter geglückt. Heute aber — ein gellender Aufschrei aus vielen Kinderkehlen begleitete den unglücklichen Fall. Prasselnd schlug der Knabenkörper durch das zersplitternde Glasdach, um unten, zwischen den Scherben, liegen zu bleiben, still und reglos. Entsetzt starrten die Kinder auf das Häufchen Unglück in ihrer Mitte.

In diesem Augenblick bemerkte das Gretel die Mutter, die ängstlich in den Garten spähte, woher wohl der Schrei gekommen sei. Gretel aber lief mit schreckerfüllten Augen der Stiefmutter entgegen. Es vermochte nur Unzusammenhängendes zu stammeln, doch die Mutter hatte schon begriffen. Dann jagten **beide wie gehetzt durch den Garten. Nun**

Der Morphinist

G. M. Fischer.

— — — Also, das war eine merkwürdige Geschichte, so ein Ereignis auf der Grenze zwischen Zufall und Wunder, wo es wieder einmal der jeweiligen Veranlagung anheimgegeben werden muß, sich für das eine oder für das andere zu entscheiden. Auf jeden Fall war es ein festliches Zusammentreffen: das wird jeder sagen, der sich die Dinge ruhig durch den Kopf gehen läßt. . . .

Der Großkaufmann Rambhorst aus Rotterdam, von dem hier die Rede ist, begegnete mir zuerst auf einer sehr exclusiven Gesellschaft beim argentinischen Konsul. Er war ein großer, flottlicher Mann, so um die Fünfundvierzig herum, blond, bartlos, kurz, geradezu, wie man sich einen holländischen Großkaufmann vorzustellen hat. Wir saßen bei Tisch zusammen und unterhielten uns — ich weiß nicht mehr über was. Nur das weiß ich noch, daß er mich schrecklich langweilte. Nachher trieb uns der Strom der Gesellschaft auseinander.

Ich war bereits mit Kopfschmerzen hierhergekommen. Als ich mich eine weitere halbe Stunde meiner Konversation gewidmet hatte — es wurden Einmachrezepte ausgetauscht — steigerten sich diese so, daß ich den Wintergarten aufsuchen mußte, um dort in Ruhe eine Pyramidontablette zu nehmen. Und wen traf ich dort hinter der großen Palme? — Ausgerechnet Herrn Rambhorst! Er war gerade damit beschäftigt, sich eine kleine Injektion zu machen, indutan am Oberarm, dessen Aermel er hochgetrempelt hatte. Er bekam einen furchtbaren Schreck, als er mich sah. Ich wollte mich diskret zurückziehen, er aber winkte mir zu bleiben, reinigte schnell seine Spritze und packte sie sorgfältig in ein Lederetui. Dann zog er mich auf die Gartenbank bei der künstlichen Grotte, in der ein fadendünner Wasserstrahl die Illusion eines Kataraktes erzeugen sollte.

„Hören Sie!" sagte er und legte die Hand auf meinen Arm. „Sie sind durch einen unglücklichen Zufall dahinter gekommen, was mit mir los ist. Ich bin tatsächlich — was soll ich noch verschweigen? — also ich bin Morphinist. Noch nicht letztes Stadium, aber — na, ich sitze ziemlich fest daran. Es wäre mir nun furchtbar peinlich, wenn die Sache an die Oeffentlichkeit käme. Könnten Sie mich nicht vielleicht durch Ihr Wort — Ihr Ehrenwort, sagen wir mal — beruhigen, daß die Sache unter uns bleibt?"

„Selbstverständlich werde ich Sie niemals durch diese Schwachhaftigkeit bloßstellen", beeilte ich mich, ihn zu beruhigen. „Aber offen gestanden, ich könnte mir Fälle denken, in denen ich es als meine Gewissenspflicht erachtete, nicht zu schweigen. Zum Beispiel, wenn ich einen Menschen wüßte, der großen Einfluß auf Sie hätte; denn wir wollen uns darüber klar sein, daß Sie in einer großen Gefahr schweben, und daß niemand das Recht hat, Sie in dieser Gefahr zu lassen."

Er schüttelte müde den Kopf. „Die Sache ist nicht so einfach, wie es aussieht. Ich habe vor vier Wochen eine Entziehungskur durchgemacht. Fast sechs Tage schlief ich, um über die ersten Folgen der Abstinenz hinwegzukommen. Dann wurde ich Tag und Nacht bewacht — fünf Wochen lang. Als ich endlich herauskam, führt mir das Unglück meinen Hauptlieferanten über den Weg, einen Kellner vom Bahnhofsrestaurant. Und — ja jetzt kann mir kein Gott und kein Mensch mehr helfen." Ich erschrak über den müden Ausdruck seiner Züge.

„Sagen Sie das nicht . . .", wollte ich ermutigen.

„Doch! Und nun will ich Ihnen auch sagen, warum die Sache geheim bleiben muß. Ich habe eine Braut. Wir sind erst heimlich verlobt. Sie weiß, daß ich früher einmal Morphinist war, glaubt mich aber jetzt davon befreit. Und nun bete sie tagtäglich für mich, daß ich nicht wieder in das alte Leiden zurückfalle. Ich sage Ihnen — sie ist ein Engel! Vor einigen Tagen sagte ich ihr, daß ich immer noch eine gewisse Neigung zu diesem Rauschgift spürte. Darauf hat sie gleich mit einer neuntägigen Andacht angefangen. O mein Gott! Wenn sie wüßte . . .! Und ich kann's nicht lassen! Ich kann es nicht — — —! Dabei ließ er sich auf den nächsten Stuhl fallen.

„Aber wäre es nicht Ehrensache, Ihrer Braut reinen Wein einzuschenken? Sie können doch nicht Ihr Leben an das Leben eines solchen unschuldigen Wesens ketten!"

„Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen. Wenn ich das täte, dann wäre alles aus. So habe ich doch noch Hoffnung, daß es vielleicht einmal besser wird."

„Ja, auf was hoffen sie denn noch, wenn Ihre Energie nicht mehr ausreicht, und wenn die Entziehungskur versagt hat?"

„Sie werden mich auslachen, wenn ich es Ihnen sage. Aber es ist doch so: Ich hoffe auf das Gebet meiner Braut."

„Dann will ich für meinen Teil hoffen, daß Ihnen einmal das Geld ausgeht, um dieser teuren Leidenschaft zu fröhnen; denn soviel ich weiß, ist Morphium eine ziemlich teure Ware, nicht wahr?"

„Was man im legalen Handel bekommt, ist erschwinglich: Etwa tausend Mark das Kilo. Aber da kommt man ja nicht ran. — Wir sind auf den illegalen Handel angewiesen, wo man uns das zehn- bis fünfzehnfache abnimmt. Es ist eine Schande!"

„Ich meine, das ist ein Segen!"

„Ach, was verstehen Sie davon? Der Preis spielt keine Rolle. Der Morphinist stiehlt, raubt, mordet; jedenfalls holt er sich das Gift, mag es teuer oder billig sein."

„Ja, dann muß und mag Gott Ihnen helfen. Da weiß auch ich keinen Ausweg mehr." — —

* * *

Dann, nach diesem Abend in der argentinischen Gesandtschaft, sahen wir uns nicht mehr. Bis fast ein ganzes Jahr vergangen war. Und da ging es so:

Mich führte der Weg am Theatercafé vorbei, worin bei der milden Witterung die Gäste bei offenen Türen und Fenstern, zum Teil auch auf der Straße in künstlichen grünen Grotten saßen. Als ich vorübergehend mit gleichgültigem Blick die Reihe der Gäste streifte, stockte plötzlich mein Gang. Das Erinnerungsvermögen arbeitete fieberhaft: Palmen — eine künstliche Grotte aus Schlackensteinen — leises Plätschern eines fadendünnen Wasserstrahls — — — neben mir auf einer Gartenbank saß — — — Richtig! Das war er! Und schon hatte auch er mich erkannt und kam mit allen Zeichen herzlicher Freude auf mich zu.

„Das nenne ich ein seltenes Zusammentreffen. Kommen Sie! Setzen Sie sich! Meine Frau kommt gleich zurück; sie macht ein paar Einkäufe."

„Ihre Frau?!" — —

„Ja, was meinen Sie? Sonst kommt über Nacht. — Aber nun passen Sie mal auf! Sie erinnern sich doch an den Abend unter den Palmen. Wissen Sie? Damals habe ich Ihnen, glaube ich, auch von meiner Braut erzählt und Sie gebeten, doch um Gottes Willen nichts davon zu erzählen, was Sie bei mir gesehen hatten. Ein paar Tage später habe ich ein tolossales Glück entwickelt. Sie werden lachen: Ich wurde auf sieben Monate ins Loch gesteckt."

„Glück nennen Sie das?"

„Ja, eben! Denken Sie doch nach! Von wegen der Morphiumgeschichte. Also das kam so: Ich hatte einen Streit mit meinem Lieferanten, der mir das Morphium nicht mehr zum gleichen Preis abgeben wollte. Der Mann stellte sich auf die Hinterbeine, wollte das Geschäft abbrechen. Ich hatte den ganzen Tag und Nacht keine Spritze gehabt — mir tanzten rote Ringe vor den Augen — ich sah nichts mehr — hörte nichts mehr — — — Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf der Polizeiwache. Da erfuhr ich denn, daß ich den armen Kerl beinahe totgemacht hatte. Ich sollte ihn gewürgt haben, bis er bewußtlos am Boden lag, und ihn dann um seinen ganzen Vorrat erleichtert haben. Na, kurz und gut. Man behielt mich, weil ich Ausländer war, gleich da — Fluchtverdacht, wissen Sie? — und verknackte mich noch sechsmonatlich mit Untersuchungshaft wegen Raubversuches mit Körperverletzung im Affekt. Der Schutz des § 51 wurde mir nicht zugebilligt, und das war mein Glück. So blieb ich hinter schwedischen Gardinen bis vor etwa acht Wochen. Da kam ich heraus, war von der Morphiumfucht geheilt, heiratete, bin glücklich und sitze hier und warte auf meine Frau. Was sagen Sie nun? — Und wissen Sie, an welchem Tage das mit dem Morphiumhändler passierte? — Am Tage, nachdem meine jetzige Braut ihre neuntägige Andacht beendigt hatte! Sieh, da kommt sie gerade. Kommen Sie, ich werde Sie bekannt machen. . . ."

kniete die junge Frau neben dem Buben. Schwer verletzt, doch nicht hoffnungslos, erkannte sie auf den ersten Blick. Dann trug sie ihn sanft, ohne Erschütterung, ins Haus, trotzdem die Last schwer war für ihren zarten Körper. Bald war auch der Arzt zur Stelle.

Ja, das waren bitterböse Tage, die nun folgten. Denn so ein wilder Bub ist kein geduldiger Patient. Jetzt aber hieß es stille liegen, damit die bösen Wunden heilen. Willi wandte mühsam den verbundenen Kopf nach dem weitgeöffneten Fenster, durch das die Sonne leuchtend schien und ins Freie lockte. Ach, nun war auch Gretel gegangen, denn die Schule rief. Es war ganz still im Hause. War das langweilig! Der Junge seufzte. Natürlich, ihn hatte man vergessen. Sicher war die Stiefmutter bei dem herrlichen Wetter spazieren gegangen. . . .

Da öffnete sich leise die Tür, und der schlichtgescheitelte Kopf der jungen Frau kam zum Vorschein. Vorsichtig spähte sie ins Zimmer, da traf sie die Augen des Jungen. Hastig wandte er den Kopf und betrachtete eifrig die Tapete. Sacht trat die Mutter ans Bett und setzte sich still neben den Kranken. Willi bemerkte, daß sie etwas auf dem Schoße hatte. Ach, das war ja das neue Märchenbuch, das sie den Kindern geschenkt. Die aber hatten es im Winkel verstauben lassen, von der „Neuen" wollten sie nichts haben!

Nun schlug die Mutter das Buch auf und begann zu lesen. Unwillkürlich spitzte der Junge die Ohren. Hatte die Stiefmutter eine angenehme Stimme, und wie schön sie vorlas! Still, mit geschlossenen Augen hörte er zu. Die Geschichte war aber auch zu interessant! Aber gerade, als es am spannendsten wurde, schlug die Stiefmutter das Buch zu und verschwand, geräuschlos, wie sie gekommen war.

Doch nun hatte der Junge, dem das Stillliegen so schwer fiel, etwas, auf das er sich freuen konnte. Sobald die Geschwister nämlich fort waren, erschien die Stiefmutter mit dem herrlichen Märchenbuch, und dann gab es ein Märchen nach dem andern! Sonst sprach sie nur wenig, erkundigte sich nur nach seinen Wünschen und freute sich, daß es ihm langsam besser ging. Dem Gretel aber fiel auf, wie verändert der Bruder seit ein paar Tagen war. Er quälte sie nicht mehr, bei ihm zu bleiben, statt spielen zu gehen, ja, er schien sich sogar zu freuen, allein zu bleiben. Das Gretel wollte es schon herausbekommen. Nachdem es sich von dem Bruder verabschiedet hatte, versteckte es sich heimlich unter dem Fenster des Krankenzimmers.

Da sah es, verstohlen spähend, wie die Tür sich öffnete und die „Neue" erschien. Wie sie sich dann still ans Bett setzte und vorzulesen begann, während der Willi glücklich lauschte.

„Sie will den Willi auf ihre Seite bringen!" dachte zornig das Gretel, aber so ärgerlich es auch war, so entging ihm doch kein Wörtchen der spannenden Geschichte da drinnen, die die ausdrucksvolle Stimme so prächtig vorzulesen verstand. Alles andere war vergessen, das Gretel hockte auf dem kleinen Gartenstuhl und lauschte atemlos. Da, eine ungeschickte Bewegung, pardauz, fiel der Stuhl um, und das Gretel purzelte ins Reseda beet. Weh tat es sich zwar nicht, aber es bekam doch einen hochroten Kopf, als jetzt die Stiefmutter durchs Fenster schaute.

Das Gretel aber wußte nicht, wie ihm geschah. Mit eins saß es ebenfalls im Zimmer, und nun las die junge Frau statt einem Kinde zweien vor, und man weiß nicht, wer eifriger zuhörte, der Willi oder das Gretel!

Nun war es mit einem Schlage anders im Hause geworden. Von den beiden Aeltesten war die Abneigung ausgegangen, von ihnen ging auch der Umschwung aus. Sie sahen, wie die Stiefmutter ohne viele Worte alles für die Kinder tat und vor allem den kleinen Genesenden aufopfernd pflegte. Als bald danach einmal ein Kind eine Bemerkung in der Schule über böse Stiefmütter machte, da hättet ihr das Gretel sehen sollen!

„Rede nicht so dumm, es gibt halt auch gute, die gar keine Stiefmütter sind!" ereiferte es sich und ward ordentlich rot. „Was wahr ist, muß wahr bleiben!"

Dann kam der Tag, wo der Junge nach wochenlangem Krankenlager wieder aufstehen konnte, um, sorgsam von der Stiefmutter gestützt, die paar Schritte zum Sessel im Sonnenschein am Fenster zu machen. Eben beugte sich die junge Frau über das Kind, um ihm die Decke über die Knie zu breiten, als sich zwei magere Knabenarme um ihren Hals schlangen und eine halberstickte Kinderstimme flüsterte: „Mutter!"

Nur dies eine Wort, doch darin lag alles! Da glitt ein seliges Leuchten über das gute Gesicht der jungen Frau. Nun hatte sie, was sie sich gewünscht: Kinder, denen sie „Mutter" und nicht mehr „Stiefmutter" war. . . .

J. Adams.

Schriftl.: Koch, Essen, Ortrudstr. 7. Druck und Verlag: Herold-Verlag, G. m. b. H., Köln.



Nr. 34 Köln, den 24. August 1930 Nr. 34

Die zwei Schnitter.

Als der Jesusknabe 10 Jahre alt war, ging er an einem schönen Herbsttag in der Umgebung von Nazareth spazieren. Der Vater, der den ganzen Morgen hindurch fleißig gezimmert hatte, hielt ein kleines Mittagsschläfchen, und seine liebe Mutter nähte und flickte fleißig in der Laube. Lange hatte der Jesusknabe bei ihr gesessen und ihr still zugeschaut. Dann aber war er doch aufgestanden und war trotz des heißen Wetters hinausgewandert. Er ging oft so allein hinaus, um die schöne Welt ganz genau zu betrachten.

Als er einige Minuten gegangen war, sah er, wie dunkle Wolken am Himmel hochzogen. Es waren nur ganz wenige kleine Wolken, aber man konnte doch erkennen, daß es ein Gewitter geben wollte. Das hatten auch zwei Landleute bemerkt, die eifrig damit beschäftigt waren, ihr reifes Getreide zu schneiden und schnell ins Trockene zu bringen, denn sie wußten wohl: wenn es jetzt anfängt zu regnen, dann wird es auch lange, vielleicht mehrere dann wird es vielleicht lange dauern.

Der Jesusknabe hätte ihnen gern geholfen, aber er konnte es doch nicht, weil er zu klein war. So stellte er sich denn auf den Weg hin und sah zu, wie fleißig und geschickt die beiden Landleute arbeiteten. Da sah er denn, daß es zwei ganz verschiedene Männer waren. Der eine hatte schon weißes Haar und einen langen weißen Bart. Aus zwei tiefen milden Augen sah er den fremden Knaben einmal freundlich an und arbeitete dann emsig weiter. Der andere aber hatte einen wilden, schwarzen Bart und kleine feurige Augen. Als er den Knaben dastehen sah, rief er ihm zu, er sei ein Taugenichts und solle lieber etwas anderes tun als anderen bei der Arbeit zusehen. Dann fing er an, ganz böse zu fluchen, weil es nun doch Regen gäbe, ehe er fertig sei. Der liebe Gott gönne ihm noch nicht einmal sein bißchen Getreide und sein tägliches Brot. Sein alter, lieber Nachbar wollte ihn beruhigen und ihm zeigen, wie unrecht er habe. Aber da schimpfte er noch viel mehr und beleidigte den lieben Gott, wie er nur konnte. Kurze Zeit später hatten sie beide soviel geschnitten, daß sie es auf eine Handkarre luden, um es zur Scheune zu fahren. Der alte Landmann dankte dem lieben Gott, daß er doch wenigstens schon soviel vor dem Regen retten könne. Der andere aber schimpfte, er wolle noch alles retten, und wenn ihm die Hälfte verregnen sollte, dann könne der Teufel auch alles holen.

Der Jesusknabe hatte das alles gesehen und gehört, aber nichts gesagt. Als nun die beiden Schnitter fortgefahren waren, nahm er nacheinander die beiden Sensen der Schnitter in die Hand und legte sie dann wieder an ihre alten Plätze. Weil er seine liebe Mutter nicht beunruhigen wollte, ging er nun nach Hause, nach Hause gefahren, noch vor dem Gewitter.

Als die beiden Landleute von ihrer Scheune zurückkamen, gingen sie wieder eifrig an die Arbeit. Der alte Schnitter, der sich vorher so anstrengen mußte, arbeitete jetzt viel schneller und leichter, es war fast, als ob seine Sense allein arbeiten könne. In kurzer Zeit hatte er nun sein Feld abgemäht und sein Getreide nach Hause gefahren, noch ehe das Gewitter kam.

Als der andere jedoch mit mürrischem Gesicht seine Arbeit wieder aufnehmen wollte, da merkte er, daß seine Sense fast gar nicht mehr schnitt. Er mußte sich furchtbar anstrengen und kam doch nur sehr langsam weiter. Als das Gewitter kam, hatte er noch fast die Hälfte seines Getreides stehen. Mit wildem Fluchen ließ er die Arbeit liegen und eilte nach Hause. Unterwegs kam ihm schon seine Frau mit den Kindern entgegen. Ein Blitz hatte sein Haus getroffen, und sein ganzes Hab und Gut stand in Flammen. Als er das hörte, brauste er auf und wollte wieder schimpfen und fluchen. Da plötzlich dachte er an seine eigene Rede auf dem Felde und sah ein, wie der liebe Gott seinen Frevelmut bestraft hatte. Da wurde er ganz still, er sah ein, daß er selbst der Schuldige war, und wurde von dem Augenblick an ein anderer Mensch.

W. Körber.